

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 12.

Donnerstag, den 15. Januar.

1925.

(27. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernbard.

(Nachdruck verboten.)

Sie gingen jetzt alle drei langsam dem Hause zu — Mutter Klärchen hatte wieder vorsichtig und behütend ihre Schürze um die Küchlein zusammengeschlagen, Eugen trug sein Malgerät, Gabriele schritt in ihrem weißen, unter der Brust mit einem blaugrünen Seidenband gegürteten Kleide so leicht einher, als würde sie von der Luft getragen. Eugen zwang seine Augen von ihr fort, er wendete sich seiner Mutter zu.

„Lydia!“ griff er das Gespräch auf. „Schon möglich übrigens, daß ich das gesagt habe, daß ich sie malen will — oder zeichnen — oder skizzieren — oder sonstwie festhalten —“

„Nur nicht festhalten wollen fürs Leben, Junge, ich beschwöre dich!“ Beinahe hätte Frau Klärchens pathetische Geberde die Schürze mit den Küchlein gefährdet; Gabriele griff noch hastig zu, man kam mit dem Schreck davon.

„Ich bin nämlich immer in einer bebenden Angst, er könnte sich in sie verlieben!“ erklärte die Pfarrfrau ihrer Schwiegertochter.

„Und warum sollte er nicht?“ fragte diese zurück.

„Kind, ich bitte dich, die Lydia ist doch im ganzen Leben keine Frau für meinen Eugen!“ entrüstete sich Mutter Klärchen. „Deine Frage beweist mir, wie wenig ihr einander doch noch kennt. Mein Prachtjunge ist mir hundertmal zu schade für Lydia, so schön sie auch ist! Aber diese heheltvollen Mäuren und dieses Sichauspielen —“

„Da tußt du Lydia unrecht, Mutter!“ sagte Eugen nachdrücklich. „Sie spielt sich nicht auf! Niemals! Was du so nennst, das ist einfach ihre Veranlagung — das liegt ihr im Blute!“

„Schön! Dann soll es in Gottesnamen weiter darin liegen, aber meinen Künstlerlohn soll sie mir in Frieden lassen. Der braucht keine Frau, die bloß in der Bühnenluft gedeiht, für die die ganze Menschheit bloß ein Schachfigurenspiel bedeutet! Der braucht eine warme, für alles Gute und Schöne begeisterte Frauenseele, eine, die seine künstlerischen Interessen begreift und teilt, eine die mit ihm auf der Menschheit Höhen wandelt und lieb und zärtlich mit ihm ist — mit einem Wort: eine, wie du bist, Gabrielenkind! Ihr beide würdet zueinander passen! Aber so lauß doch nicht so, Junge! Bei der Hitze noch dazu! Wir kommen ja gar nicht mit!“

XIV.

Oft preßt sich in wenigen Tagen ein inneres Erleben zusammen, das bestimmend für das ganze Dasein wird.

Wie schön war dieser ostpreussische Frühling! Sonnig und warm, wie man ihn im Norden Deutschlands so selten findet. An jedem Morgen hob sich des Tages Königin, die Sonne, goldstrahlend aus dem Meer empor — an jedem Abend tauchte sie purpurfarbig, sieghaft schön in ihr Wellengrab. Ein Blühen, das nicht zu enden schien — alle Obstbäume hoben ihre weitschimmernden Kronen, in denen auch nicht ein grünes Blatt zu sehen war, in die blaue Luft empor, die Bienen umgaben sie oft gleich einer goldstäubenden Wolke, ihr Summen war wie ein Harfenton, unermüdlich rief der Kuckuck, schluchzte die Nachtigall, sangen

Fink und Drossel ihre frohen Weisen — blau, indigo-blau rollte die See ihre Bogen ans Ufer, ruhelos senkte und hob sich ihr gewaltiger Atem — bunt von Blumen standen die Wiesen, auf den Feldern gedieh ein üppiges Wachstum. Die Natur hatte ihr Feierkleid angelegt, recht, als wolle sie es den Menschen zeigen: seht, so herrlich schön bin ich — so ganz in Harmonie mit mir selber! Nun geht hin und tut es mir nach!

Ach, aber die Menschen? Sie sind so selten im Einklang mit der Natur, so selten auch im Einklang mit sich selbst! Selbst sie, die so oft, ja, meistens über den Verhältnissen stand, sie, die in den Augen ihrer Freunde die verkörperte Harmonie war, sie, die Segen schuf, wohin sie kam und das schöne Gleichmaß ihrer Seele so wohl zu hüten verstand — selbst Frau Olga Burtardt war um ihre innere Ruhe gekommen.

Für sich selbst erwartete, ersehnte Frau Olga nichts mehr vom Leben. Ihr Arbeitsfeld bestellen, helfen, nützen, wo es ihr möglich war, den Leuten, mit denen sie lebte, Gutes tun, den eigenen Gesichtskreis tunlichst erweitern, zu Ruh und Frommen für sich selbst sowie für andere — das waren die Ziele, die sie sich gesteckt, und da keine Spur von Egoismus mit unterlief, so konnte sie im ganzen voller Befriedigung auf ihren Lebensweg blicken — kleine Enttäuschungen ausgenommen, die niemand erspart bleiben, der für viele sorgt. Aber nun ihr Sohn — ihr einziges Kind — Peter! Er, der ihr nie einen Kummer, nie eine schwere Stunde bereitet, für den sie wirkte und schaffte, um ihm die Wege zu ebnen, für den sie das schönste Los erträumt hatte — er — ja er, ihres Daseins Zweck und Brennpunkt!

Nicht allein, daß er kein geborener Landwirt war, daß er die väterliche Scholle, die sie, die Mutter, mit so viel Liebe und Gedeihen bearbeitet, mehr aus Pietät, ihr und dem verstorbenen Vater zuliebe, übernehmen wollte, daß alles in seiner Veranlagung ihn mehr auf das Studium, den Arbeitstisch des Gelehrten, hinwies — auch seine Wünsche, die seine, empfindsame, machte der Mutter Sorge.

Er hatte sich rein gehalten. Er war durch das brausende Leben der Großstädte geschritten, unberührt von dem Gifthau, dem gerade Naturen wie die seine so oft zum Opfer fallen. Sie, die Mutter, hatte um ihn gezittert, nicht, weil sie an seiner sittlichen Kraft und Reinheit zweifelte, nein, weil sie wußte, daß unselbige Verkettungen von Zufällen oft ein Verhängnis herbeiführen können, dem eben die Besten erliegen. Dieser Reiz war an ihr vorübergegangen, sie war Gott dankbar dafür.

Immer hatte sie für Peter eine frühe Ehe gewünscht, ein junges, sonniges Glück, das ihn, wenn sie, die Mutter, einmal nicht mehr war, weiter feite und schützte gegen des Lebens Gefahren und Versuchungen. Direkt zugeredet hatte sie ihm nie — davon hielt sie nichts. Er mußte reden, er mußte ihr beichten, und sie wußte, er würde es tun, wie ihr Verhältnis zueinander beschaffen war — voll köstlichen gegenseitigen Vertrauens, voll tiefen Verstehens. Ihre Wünsche kannte der Sohn, er verstand und teilte sie auch, aber, wie er einmal mit

keinem guten Lächeln betont hatte, „die eine Hauptsache muß doch da sein — eine wirklich große Liebe — und wenn die über mich kommt — glaub' mir, mein Mutterchen, dann melde ich mich schon.“

Er hatte sich nicht gemeldet, konnte sich nicht melden! Aber ach — sie, die Mutter, wußte, fühlte es, seine Schicksalsstunde hatte geschlagen! Und konnte sie es ihm verdenken, wenn sie sie ansah, die die Verkörperung alles dessen war, was sie jemals für ihren Einzigen erträumt, ersehnt hatte? So holdselig, kindlich, klug, warmherzig und schön dabei — schön, wie dieser junge Frühling, der da draußen über die Erde flog. Liebte das Leben, liebte die Menschen, kam allen mit dem entgegen und konnte doch aus so ernsten Augen ins Leben schauen und sich nach Pflichten, nach Arbeit, nach Betätigung sehnen, konnte zum Segen für viele werden, wenn sie in die richtigen Hände kam, konnte beglücken, reich und schön, und gehörte schon einem Manne, war eines andern Frau!

Was half es der Mutter, sich auszumalen, wie Alles hätte kommen können, wenn Peter dieses reizvolle Geschöpf früher hätte kennen lernen dürfen? Ob es sich ihm geneigt, ob es ihn geliebt hätte? Ob jetzt irgend ein Bedauern, ein Vergleichen, ein aufsteigender Wunsch in Gabriele sei? Wie die Mutter ihren Sohn kannte, würde er auch nicht den leisesten Versuch machen, ein Empfinden ergründen zu wollen, das möglicherweise zu Konflikten führen dürfte, aber wenn sie in seine Augen sah, in die „Heilandsaugen“, die Eugen Förster halb unbewußt seinem sterbenden Christus gegeben hatte, dann wußte sie, daß er litt, schwer und qualvoll litt er, dem sie die Sterne vom Himmel hätte herunterholen mögen, wenn es in ihrer Macht gelegen hätte!

Und noch jemand anders war, der litt, um dessen Leiden Frau Olga wußte, ob er es noch so sorgsam zu verbergen trachtete: Eugen, ihr Liebling! Schon während ihrer Erzählung damals, der Erzählung von Oskars rascher Wahl, Verlobung und Ehe, war ihr Eugens Unrast, sein verändertes Wesen aufgefallen; was sie jetzt von ihm hörte und sah, bekräftigte sie nur in der Annahme. Es tat ihr leid, innig leid um ihn, aber gegen ihr Mitgefühl für Peter gehalten, wog dieses Leid sehr leicht. Frau Olga vernachlässigte keine ihrer vielen Pflichten, wenn auch die getreue Sophie, glücklich, wieder in ihrem geliebten Wittenberge zu sein, einen brennenden Arbeitseifer entfaltete und ihre gnädige Frau himmelhoch bat, sich mehr zu schonen — wie so oft in ihrem Leben rettete sich Frau Olga auch jetzt wieder in die Arbeit hinein, und wer in dieser Zeit ihren Rat, ihre Hilfe brauchte, der fand sie ganz so bereit zu beiden, wie früher.

In dieser Zeit! Wie hatten sie alle miteinander diese Zeit herbeigesehnt, die sie nach so langer Pause endlich wieder einmal vereinen sollte! Wie hatte Klärchen-Mutter gelubelt und Pläne geschmiedet, Feste geplant, mit Frau Olga endlose Beratungen gepflogen und ihr Pfarrwitwenhaus wie ein Schmuckstückchen hergerichtet, durchduftet von Frühlingsblumen und frischgebackenen Kuchen! Wie hatte auch Frau Olgas warmes Herz den Ankömmlingen entgegengeschlagen — den Pfarrerssöhnen, die sie hatte aufwachsen sehen — Lydia, der Pflegetochter, die so rasch die schwindelnde hohe Leiter des Ruhmes erklimmen hatte, der fremden jungen Frau, die ein neues Glück in das liebe Pfarrwitwenhaus brachte, vor allem aber ihrem Einzigen, ihrem Peter!

Und nun? Keiner von ihnen allen schien recht froh, recht von Herzen unbefangen — Oskar vielleicht ausgenommen. In Lydias ganzer Veranlagung war ohnehin kein Trieb zum Frohsinn zu entdecken — sie war ernst, wie immer. Zuweilen wollte es Olga Bursard scheinen, als sei Lydia noch ernster, verschlossener. Is früher — nun, das mochte wohl ein Irrtum sein. Ihre künstlerischen Bestrebungen waren derartig von Erfolg gekrönt, daß ihr sicher nichts zu wünschen übrig blieb. Irgendwelche persönlichen Empfindungen, die sie aus dem Gleichgewicht bringen könnten, traute Olga ihr überhaupt nicht zu, auch war sie jetzt wahrlich nicht in der Stimmung, aus Lydia ein Studium zu machen, ihre ganze Sorge gehörte dem Sohn.

Fortsetzung folgt

Die Begründerin der erzgebirgischen Spitzenindustrie.

Zum 350. Todestage Barbara Uttmanns am 15. Januar.

Von Hanna Ribeaucourt.

Barbara Uttmann ist eine der vollstümlichsten Frauen gestalten des deutschen Mittelalters. Und das mit Recht. Denn sie war wirklich eine große, den Durchschnitt der mittelalterlichen Frauen weit überragende Persönlichkeit, eine Frau, die in der Art ihres Wirkens wohl einegartia in unserer Geschichte da steht. Sie war ja nicht nur die vielverehrte Wohltäterin des armen Erzgebirges, indem sie durch die Einführung des Spikengewerbes Tausenden und Abertausenden von fleißigen Frauenhänden Arbeit und Auskommen gab, sie war auch, wenn man so sagen darf, die erste weibliche Großindustrielle und dürfte als solche selbst in der Gegenwart nicht allzu viele Nachfolgerinnen gefunden haben. Barbara Uttmann war nämlich, als sie nach lechzehnjähriger Ehe den Gatten verlor, ganz und gar nicht geneigt, nun die Hände in den Schoß zu legen und sich mit dem zutriebeu zu aeben, was sie als die Witwe des reichen Annabergers Veraherrn beia. Mit seltener Energie und Umsicht führte sie die sämtlichen Geschäfte und Berawerte des Veritorbienen nicht nur weiter, sondern wußte ihren Besitz auch noch kräftig zu mehren. Sie erwarb neue und gute Kupferstollen, ausgedehnte Schmelswerke und erkreute sich sogar eines kurfürstlichen Privilegs, nach dem ihr von allen Gruben des gesamten Berareviere die gewonnenen Kupfererze geliefert werden mußten.

Als tüchtige Geschäftsfrau muß Barbara Uttmann sicherlich eine gute Rechnerin gewesen sein. Das ist vielleicht kein Zufall. Denn sie war nicht bloß eine Zeitgenossin Adam Rieses, sondern mehr noch es ist sogar wahrscheinlich, daß sie von dem großen Rechenmeister höchst persönlich in die abeheimisvolle Kunst der Zahlen eingeweiht wurde. Es ist jedenfalls Tatsache, daß Adam Riese, wie er selbst im Manuskript seiner „Algebra“ vermerkt, Heinrich von Elterlein, den Bruder Barbara Uttmanns, als ersten Schüler in der neuen Rechnungsart unterrichtet hat.

Frau Barbara war ein Wunder an Arbeitskraft und Unternehmungslust. Ihre bera- und hüttenmännischen Unternehmungen schienen ihr nicht genug. Denn daneben betrieb sie einen großen und auch sehr einträalichen Spitzenhandel. Dieser „Nebenzweig“ ihres Geschäftes wurde immer arößer, und ausweiten soll die „Uttmannn“ nicht weniger als neuhundert Spi-entlöppelrinnen beschäftigt haben. Für die damaligen Zeiten ein ganz gewaltiges „Fabrik“-Verdonal.

Aber die Nachtrane nach Spiken war auch sehr arök. Das lechzehnte Jahrhundert, die Zeit vor dem Dreißiaährigen Kriege, war eine geeignete und glückliche Zeit für Deutschland und vor allem für sein aufstrebendes Büraertum. Mit dem Wohlstand dieser Zeit kam auch ein üppiger Kleiderlurus auf. Und gerade in Spiken trieb die damalige Mode große Verachwendung. Hinzukam noch, daß die Spitzenmode bei Männlein und Weiblein gleich beliebt war.

So ist es kein Wunder, daß Barbara Uttmann, als sie am 15. Januar 1575 im Alter von einundlechia Jahren starb, ein großes Vermögen hinterlassen hatte. Für alle Kinder und Kindesfinder war „Ratliche Nahrung“ vorhanden, wie es auf ihrem Grabstein so sinnia heißt. Und das will viel bedeuten, denn nicht weniger als vierundlechia Kinder und Enkeln trauerten an ihrem Sarge.

Das ist, in großen Zügen, das Lebensschial dieser tüchtigen Patriazierfrau aus Annaberg. So, wie es sich auf Grund von zeitgenössischen Chroniken wohl wirklich abaeiebt haben wird. Dieses Bild ist allerdings etwas anders etwas herber und nüchtrner als das, was in den meisten Geschichtsbüchern zu finden ist. Es ist überhaupt merkwürdia, wieviel Leandäres sich um die Persönlichkeit und das Wirken der „Aee aus dem Erzgebirge“ gemoben hat.

Da ist zunächst die große Streitfrage: ist Barbara Uttmann selbst die Erfinderin des Spikentlöppels. Wie es von ihrer Grabinschrift behauptet wird und wie es bei dem erzgebirgischen Volke als selbstverständlich feststeht — oder ist sie lediglich diejenige, die diese Kunst von einer armen, flüchtigen Brabanterin gelernt und dann im Erzgebirge allgemeln eingeführt hat? E. Hind, der die Annabergner und andere Archive durchstöbert hat, bezeichnet die letztere Version als eine Erfindung der späteren Geschichtsschreibung, die sich zwar damit abaeunden habe, daß das Spikentlöppeln aleichseitig und unabhängig voneinander in der ersten Hälfte des lechzehnten Jahrhunderts in Venedia und in den Niederlanden erfunden worden sei, die es aber für unmöglich halte, daß diese Kunst aleichseitig noch an einer dritten Stelle, nämlich im Erzgebirge, aufgefunden sei. Hind macht u. a. darauf aufmerksam, daß sich nirgends ein zeitgenössisches Zeugnis für die Existenz der sagenhaften Brabanterin fände, und daß die größere Wahrscheinlichkeit für eine selbständige Erfindung Barbara Uttmanns spreche.

Aber schließlich ist es auch aleichgültig, ob sie das Spikentlöppeln selbst erfunden oder von den Niederländern übernommen hat. Denn unbestritten ist ihr großes Verdienst, das darin besteht, das Klöppeln in ihrer Heimat einaeührt und eine große Hausindustrie organisiert zu haben. Und unbestritten ist es auch, daß diese Heimindustrie in vielen Zeiten der Not unendlich viel Segen gestiftet hat, wie es am Bei-

spiel von einem kaum bekannten Dichter im Jahre 1796 aus-
gesprochen wurde:

Bald lehrte man die Kunst, auf einem runden Kissen
den Zwirn in ein Quadrat mit Nadeln einzuschließen,
mit Schlägen ihn zu drehn, und durch das Klöppelwenden
auf einem Mutterbrief die Spitze zu vollenden.
Die Kunst gefiel gar sehr. Sie gab den Weibern Leben,
sie regte im Kind ein holdes Arbeitsstreben.
Sie linderte gar bald der Armen Müß und Not
und gibt noch Tausenden auch heut ihr täglich Brot.

Weisse Nelken.

Skizze von Hedwig Stephan.

Anneli kommt aus der Schule, ein wenig müde, wie
immer. Zuerst macht sie die Tür zur Küche auf.
„Tag, Minna! Sieh mal die feinen Nelken, die hat uns
Herr Schmalzland in Botanik geschenkt — sieh sie doch mal
in ein Glas, ja? Ich bring sie nachher zur Mutter!“

Dann geht sie in ihr Zimmerchen, wirft die Mappe auf
einen Stuhl und setzt sich vor den kleinen Schreibtisch, über
dem das Pastellbild einer zarten, dunkeläugigen Frau
hängt. Zärtlich streicht sie über das Glas.

„Liebe, liebe Mutter! Heut bekomme ich die weisse Nelken,
die hast du doch immer so gern gehabt!“

„Minna! Ist denn Anneli noch nicht da?“ ruft eine
energische Männerstimme in den Flur hinaus. „Dahinwei-
st es doch.“

„Doch, Herr Doktor — sie ist bloß in ihre Stube . . .
Anneli, rath, was ich dich 'n bißchen — ich bring schon die
Suppe!“

Anneli fährt mit den Händen ins Backwasser, bindet
die Kopfschleife fest und steigt ins Wohnzimmer, dem Vater
um den Hals.

„Tag, Papa!“

Der Doktor schüttelt den Kopf und rückt sich die Kra-
watte zurecht. „Herrgott, Mädchen, doch nicht gleich so
stürmisch! Immer etwas Haltung bewahren, ja?“

„Ja, Papa!“

„Und die Hände? Na, sauber nenne ich anders —
aber laß nur jetzt, ich habe einigen Hunger.“

Den befriedigt er auch in ausreichendem Maße, während
Anneli nur in allem herumtuschelt.

„Grüne Bohnen und Hammelfleisch mag ich nicht so
gerne, Papa!“

„Ja, was magst du denn gern, das möchte ich wissen?
Kuchentrümel und 'n Fingerhut voll Schlagsahne? Aber
das geht nicht, etwas mußt du bestimmt davon essen!“
Vorant Anneli gehorham aber leutsend ein paar Gabel-
spitzen voll verzehrt.

Nach Tisch geht sie dem Vater schüchtern in sein
Arbeitszimmer nach.

„Bati, ich hab doch morgen den deutschen Aufsatz ins
Unreine auf! Die tiefen Wunden schlägt nicht der Tod,
sondern das Leben — möchtest du mir nicht 'n bißchen
helfen? Ich weiß gar nicht, was ich schreiben soll!“

„Kann ich mir denken, ist auch ein merkwürdiges
Thema für Batsche. Aber weshalb bist du seitern nicht
zu Fräulein Georgi herübergegangen?“

Und als Anneli schweigt, zuckt er ärgerlich die
Achseln.

„Ja, wenn du so eigensinnig bist, dann quäl dich nur
allein. Ich muß jetzt gleich wieder fort, und heute Abend
komme ich auch später — warte nicht mit dem Abendbrot
auf mich.“

Er streicht ihr flüchtig über die Wangen und schiebt sie
zur Tür hinaus —

Es dämmerte bereits, als Anneli zu Minna in die
Küche kommt. „Na, Maus, hast du den ollen Aufsatz
fertig? Noch nicht? Nee, was ist euch arme Würmer auch
plagen! Du hättest doch man ruhig sollen zu Fräulein
Georgi gehen!“

„By der geh' ich nicht. Die mag ich nicht leiden. Kein
bißchen.“

„Nicht? Aber warum denn nicht? Anneli. Die is
doch sehr nett. Und so hübsch!“

„Hübsch? Die?!“ Anneli zieht verächtlich die Mund-
winkel herab. „Die ist bloß daz. Meine Mutter, ja, die
war hübsch —“ und dabei nehmen ihre Augen, dieselben
punkten Sterne, wie die Frau auf dem Bild sie hat, einen
schwarmerischen Ausdruck an —

„Ich seh sie noch manchmal ganz deutlich, wie sie
drüben auf dem tiefen Stuhl saß — mit dem hellroten
Kleid — und die Laute auf dem Schoß —“ Aber wo
sind denn die Nelken geblieben? unterbricht sie sich und
seigt auf das leere Glas.

„Die Nelken? Ach, die muß doch Herr Doktor weg-
genommen haben.“ sagt Minna. „Der kam vorhin noch 'n
Momen in die Küche wegen's Abendbrot.“

„Papa?“ Anneli starrt. Und dann erblickt ein
glückliches Lächeln ihr Gesicht. „Ach, die hat er gewiß auf
den Kirchhof zu Mutter getragen — er ist ja so früh weg-
gegangen.“

„Ganz bestimmt!“ bekräftigt Minna. „Und dann geh
du man heut nicht hin, Anneli — jeden Tag brauchst du

doch nicht — es wird bald finster und is so 'n häßliches
Wind draußen.“

Anneli nickt.

„Na ja, Minna — aber weißt du, was ich tu, Minna?
Ich hol' Väterchen ab — und wenn er noch zu arbeiten hat,
dann setz ich mich ganz still in die Ecke und seh die arme
Pampe an — und die Feder kratzt so 'n bißchen auf dem
Papier —“

Sie ist schon aufgesprungen, hat Hut und Mäntelchen
um und läuft hinunter auf die Straße.

Ja, dunkel ist es, und sie soll nicht so spät allein draußen
sein, aber der Vater wird sich doch freuen wenn sie kommt
und darüber das Schelten vergessen —

Ein wenig außer Atem langt sie vor dem großen
Bürohaus an. Vorn ist schon alles finster, aber in des
Vaters Privatkontor nach dem Hof heraus, ist noch Licht.

Sie huscht die Treppe hinauf, durch lange Korridore
und große, leere Schreibtischen. Nun steht sie vor der Türe,
aber die erhobene Hand sinkt wieder von der Klinke herab.
Da drin spricht ja jemand — wie eine Frauenstimme
flüstet das — und der Vater lacht so laut und vergnügt —

Jetzt scharren Stühle, ein Schlüssel wird gedreht —
instinttiv duckt sich Anneli hinter eins der hohen Schreib-
pulte. Die Tür geht auf, und eine Dame tritt heraus, in
sandfarbenem Kostüm, den Fuchspelz über dem Arm. Hinter
ihm kommt der Vater, er nimmt den Pelz und legt ihn ihr
um den Hals mit einer liebenden Bewegung. Sie
wendet den Kopf und sieht lächelnd zu ihm hinauf —
Anneli preßt die Hände vor den Mund, um einen Auf-
schrei zu unterdrücken — das ist ja die Georgi — Fräulein
Georgi von nebenan — und vorn in ihrem Sessel sitzt
die weissen Nelken — die Nelken, die auf Mutter's Grab
sollten —

Die beiden sind schon längst verschwunden, als Anneli
aufliegt und nach der Tür schleicht, mit geklemmtem
Kopf und müden Füßen. Auf der Schwelle liegt eine
Nelke, die aus dem Strauß gefallen ist — sie bückt sich, hebt
sie auf und sieht mit zuckenden Lippen darauf nieder. In
ihrem weichen Gesicht ist ein fremder, unfindlicher Zug ge-
kommen. Sie weiß jetzt, daß die Wunden, die am bittersten
schmerzen, nicht der Tod schlägt, sondern das Leben.

Der Mops mit der Fliege.

Von E. Bells-Krapp.

Jeremias Liebenscheidt hat auf seinem Bureau-Schreibtisch
einen Briefbeschwerer stehen. Einen Mops mit einer Niese
auf der Nase. Einen dicken Porzellanmops, dem seit Lebens-
zeit eine Fliege auf der Nase sitzt. Nun bitte ich, wie soll Jeremias
Liebenscheidt da anständig arbeiten können, wenn diese Fliege
dem Mops nicht von der Nase weggeht! Es ist eine rechtliche
Gemeinheit, einem Mops, der sich nicht rühren und regen
kann, diese dicke unverdächtige Fliege auf diese kläffende Stelle
zu setzen! Es ist eine ganz unerhörte Sache, einem schaffenden
Menschen wie Jeremias Liebenscheidt ewig diesen ge-
quälten Mops vor Augen zu führen!

Ein denkender und fühlender Mensch muß da einfach
magnetisch angezogen werden von dieser Tierquälerei! Es
ist kaum zu begreifen, daß eine arbeitende Uhr wie das mensch-
liche Gehirn sich auch nicht einen Augenblick von diesem Bild
losreißen kann. Zum Beispiel in Gedanken. Mit geschlossenen
Augen. Daß man diesen Mops einmal könnte sich aufreden
sehen! Und diese fette Fliege erschlagen am Boden läßt! Für
diese absurde tierische Idee, sich einem Mops, dem alle Flügel
gebunden sind, seit Lebenszeit auf der Nase zu setzen.

Es ist sogar ein psychologisch interessanter Fall, daß ein
menschliches Gehirn sich derart von diesem unerhörten Vor-
gang unterkriegen läßt, daß es Gedankenbilder von hundert
schwirrenden Fliegen ersieht, die den Mops umkreisen.

Ich frage mich, welche Unnatur ist das, welche Tier-
quälerei, diesen armen unschuldigen Mops derart zu beladen!
Das gehört sich nicht! Man verleihe sich einmal in die Lage
dieses Mopses! Ewig diese Fliege auf der Nase, und keine
Macht, sie wegzujagen! Und keine Hilfe!

Die Fliege gehörte erschlagen, platt erschlagen. Mit einem
Hammer, daß sie nur so zersplitterte! Sommer und Winter
sitzt sie mit der gleichen unerhörten Ruhe und Frechheit diesem
Mops auf der äußersten Nasenspitze. Man könnte rasend wer-
den für das arme gequälte Tier! Es ist die einzige Erlösung,
daß man, wie gelagert, das freche Tier mit einem einzigen
Hammerhieb herunterhaut, damit der Mops endlich in seine
Ruhe kommt.

Und deshalb holt Jeremias Liebenscheidt aus und haut
dem Mops auf die Nasenspitze, daß der Mops und die Fliege
zusammen einen einzigen Splitterhaufen ergeben.

Jeremias Liebenscheidt meldet dem nächst höheren Herrn,
dem der Briefbeschwerer gehört, verweist, daß der Mops
vom Tisch gefallen ist — Gott weiß wie!

Der vorgeladene Herr sagt, daß das aber eine sehr komische
Sache sei! Jedemfalls bitte er den Herrn Jeremias Lieben-
scheidt, den Briefbeschwerer zu ersetzen. Der zum Glück noch
da und da zu haben sei.

Und folglich steht zwei Tage später der Porzellanmops
mit der Fliege auf der Nase wieder auf dem Schreibtisch von
Jeremias Liebenscheidt. — Man sieht, so gibt es Fälle im
Leben, wo selbst eine Fliege härter ist als wir.



Schützet die Bäume gegen Kälte.

In der Widerstandsfähigkeit gegen Kälte besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Wurzeln und den oberirdischen Theilen der Gehölze. Die Wurzeln sind zwar durch die sie bedeckende Erde geschützt, aber gerade dieser Schutz verweicht sie und schwächt ihre Widerstandskraft gegen den Frost, während Stamm und Krone, abgesehen von jungen Bäumen, bedeutend abgehärteter sind, da sie das ganze Jahr den Unbilden des Wetters ausgesetzt sind. Daß daher die Wurzeln, insbesondere die sarten Sauwurzeln bei starker, anhaltender Kälte Not leiden, ist ohne weiteres klar. Ebenso, daß diese geschädigten Wurzeln ihre Tüchtigkeit, dem Baume Wasser und Nahrung zuzuführen, einstellen. Je nach Umfang des verminderten Wurzelwerks wird natürlich auch der oberirdische Teil mehr oder weniger in Mitleidenhaft gezogen. Namentlich eine geringere Wasseraufnahme kann ihm in trockenem Frühjahr zum Verhängnis werden.

Es ist deshalb ratsam, die Wurzeln in strengen Wintern entsprechend zu schützen. Zwar vermehrt schon eine Schneedecke, selbst eine dünne, einen guten Schutz, aber nur selten bleibt in unsern wichtigsten Obstbaugebieten eine solche Decke den ganzen Winter hindurch liegen. Darum ist ein besonderer Schutz der Wurzeln namentlich bei jungen und vor allem bei frisch gepflanzten Bäumen, bei denen die Wurzeln nicht immer sorgfältig in der Erde gebettet sind, immerhin empfehlenswert. Als Deckstoffe können torfer, verrotteter Mist, Laub und Torfstreu, verwendet werden. Auch Nichtenreier tun gute Dienste. Aber die Decke — einerlei welcher Art sie ist — ist mit etwas Erde zu bedecken, damit der Wind sie nicht verweht oder Ameisen und Raben sie nicht zerstreuen.

Auch das Zwergobst mit seinem geringen Wurzelwerk, ferner die empfindlichen Birn- und Aprikosen und in rauhen Lagen auch der Weinstock sind in ähnlicher Weise abzudecken.

Häufiger noch werden die Stämme junger Bäume von Frostschäden heimgesucht, und zwar die unteren, dem Boden am nächsten liegenden Teile mehr bedroht, als die höheren und wiederum die Südseite mehr als die Nordseite. Säufling werden diese Schädigungen zunächst übersehen und erst, wenn sich die weiteren Folgen in Frostfalten und Frostspalten am Stamm bemerkbar machen, wird man darauf aufmerksam. Solche Wunden heilen nur sehr schwer und haben oft laues Siechtum zur Folge; darum ist auch hier Vorbeugung solcher Schäden die Hauptsache. Um solche vorbeugende Mittel erfolgreich anzuwenden ist eine richtige Erkenntnis der Ursache des Erfrierens notwendig.

Ausgangs des Winters bewirken die Sonnenstrahlen an milden Tagen bereits eine starke Erwärmung des Stammes auf seiner Südseite. Eine frühzeitige Saftbewegung ist die Folge. Treten dann Kältefälle ein, so erstarrt der Saft in der Kambiumschicht zwischen Holz und Rinde und sprengt mehr oder weniger große Teile vom Stamme ab. Auf diese Weise entstehen die sogenannten Frostfalten und Frostspalten. Es ist also die frühzeitige Saftbewegung künstlich zu vermeiden.

Durch das Einhüllen der jungen Baumstämme mit Tannenreisern, Keilern oder auch mit Schilfmatten, wie sich ihrer der Kunstgärtner zum Bedecken seiner Frühbeete bedient, kann eine direkte Sonnenbestrahlung und somit eine starke Erwärmung der Stämme vermieden werden. Zugleich bietet diese Umhüllung noch einen genügenden Schutz gegen Regen. Dagegen sollte man die Stämme nicht mit Stroh umwickeln, da diese Hülle eher das Gegenteil, als beabsichtigt ist, bewirkt: die hinzutretende Luft wird vom Stamme abgehalten und dieser kaum abgekühlt.

Auch das Anstreichen der Stämme mit dicker Kalkmilch gegen das Frühjahr hin hat den gleichen Zweck. Die weiße Farbe wirkt die auffallenden Sonnenstrahlen alsbald zurück und schwächt daher ihre erwärmende Wirkung ganz bedeutend. Allerdings dürfen der Kalkmilch keine färbenden Stoffe, wie Ruß oder Obstbaumfarböl, zugesetzt werden, da dadurch ihre Wirkung herabgesetzt wird.

Spalierbäume an Südwänden werden schon frühe aus ihrem winterlichen Ruhezustand bei direkter Sonnenbestrahlung gebracht und sind dann gegen noch auftretende Kälte besonders empfindlich. Aber auch hier kann der vorzeitigen Erwärmung vorgebeugt werden, und zwar durch vorgehängte Tannenzweige die zwar der Luft, nicht aber den Sonnenstrahlen den Zutritt gestatten. Der Behang kann ganz locker und leicht sein; denn er soll ja die Bäume nicht warm halten, sondern im Gegenteil vor Erwärmung schützen. Diese Hülle soll aber schon frühzeitig, spätestens im Januar und nicht später angebracht werden, da sie schon an jedem kommenden sonnigen Tage wirksam werden, indem sie das Erwachen aus der Winterruhe verzögert.

Die Zimmerlinde (Sparmannia africana).

Der allgemein unter dem Namen Zimmerlinde bekannte Strauch aus der Familie der Lindengewächse gehört unstrittig zu unsern besten Zimmerpflanzen. Sie erfreut uns auch im Winter durch ihre großen, edelherzförmigen Blätter in dichter Belaubung. Schon zeitig im Frühjahr, mitunter auch schon mitten im Winter erscheinen die zu niedrigen Blütenbüscheln vereinigten weißen Blüten mit ihren purpurnen Staubbeuteln, die ihnen ein prächtiges Aussehen verleihen.

Soll die Pflanze durch ihren reichen Blätterdickdud das ganze Jahr hindurch erfreuen und ein fröhliches, gesundes Wachstum zeigen, dann muß ihr auch dementsprechend eine sorgfältige und sachgemäße Pflege zuteil werden. Vor allem braucht sie einen geräumigen Topf mit nährreicher Erde. Am besten laßt ihr eine Mischung von Mistbeet- und Reiserde zu, der etwas Hornspäne oder Hühnerdung zugesetzt worden ist. Da die große Blättermasse im Sommer auch große Mengen Wasser an ihrer Oberfläche verdunstet, so muß ihr dieses auch durch eine reichliche Bewässerung wieder ersetzt werden. Um das große Nahrungsbedürfnis voll und ganz zu befriedigen, muß außerdem der Pflanze namentlich in der Zeit ihres stärksten Wachstums noch öfters mit dem Gießen flüssige Nahrung verabfolgt werden. Am besten eignet sich hierzu Hornstoff in tausendfacher Verdünnung (auf 1 Liter Wasser ein Gramm). Trotzdem ist es empfehlenswert, starke Pflanzen zweimal im Jahre zu verpflanzen.

Die Zimmerlinde, einmal an unsere Wohnräume gewöhnt, gedeiht auch in der guten Jahreszeit in der Stube zu unserer Zufriedenheit; ja, sie entwickelt hier sogar ungewöhnlich große Blätter, wenn sie einen hellen Standort in der Nähe des Fensters hat und ihr oft frische Luft zugeführt wird. Wer indessen das Wachstum seiner Zimmerlinde rascher fördern will, der stelle sie entweder auf den Balkon in geschützter, nicht allzu sonniger Lage, noch besser aber pflanzt er sie in den Garten aus, wo sie sich bald zu einem ansehnlichen Strauch bei einigermaßen sorgfältiger Pflege auswächst.

Den Winter über muß natürlich die Zimmerlinde in einem frostfreien Raum mit genügender Hellheit entweder im warmen Zimmer oder im ungeheizten mit einer Durchschneidungswärme von 5–6 Grad Celsius verbrühen. Im wärmeren Räume tritt kaum eine Ruhepause ein. Deshalb muß sie regelmäßig gegossen und an sonnigen Tagen auch wohl überprüft werden. Dann eignet es sich auch, einige Blüten bald zur Entfaltung zu bringen. Nur muß man auf der Hut sein, daß die Blätter nicht von Ungeziefer befallen werden. Im kühlen Raum atmet man nur so oft, als es nötig ist.

Die Vermehrung geschieht im Frühjahr durch Stecklinge, wozu am besten die Seitentriebe verwendet werden. Nach Beilegung der unteren Blätter steckt man sie in sandige Lauberde und bringt sie unter Glas, wo sie sich rasch bewurzeln. Ist dies geschehen, werden sie einzeln in Töpfe von etwa 10 Zentimeter Durchmesser einzeln verpflanzt.

Nassauische Entenzucht.

Trotz umfassender Maßnahmen zur Hebung der Entenzucht steht diese bei uns noch auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung. Das ist um so bedauerlicher, als sie unter geeigneten Verhältnissen einen hohen Ertrag abwirft. Mit gutem Erfolge wird sie da betrieben, wo ausreichend Wasser vorhanden ist. Am besten gedeiht die Ente bei fließendem Wasser, auf dem sie sich am liebsten Tag und Nacht umhertreiben möchte, doch nimmt sie auch mit stehendem Wasser vorlieb, wenn es nur reichlich vorhanden ist. Kleine Teiche und Wasserbehälter, die ohne künstliche Zufuhr von Wasser versiegen, sind zwar ein Nothelfer, doch gedeihen einige Rassen auch auf diesen. Auf den Wirtschaftshöfen trifft man vielfach noch die gewöhnliche Haus- oder Landente, die nur um wenig größer und kräftiger ist als die Wildente und einen ziemlich mageren, wenn auch schmackhaften Braten liefert. Obgleich sie an Pflege und Wartung nur geringe Anforderungen stellt, ist ihre Zucht wenig lohnend, da sie nur ein geringes Schlachtgewicht erreicht und die jährliche Zahl ihrer mittelgroßen Eier nur etwa 40, höchstens 50 Stück beträgt. Geflügelzüchtervereine haben neuerdings die auch von der Landwirtschaftskammer empfohlenen Rassen eingeführt, von denen unbedingt gesagt werden muß, daß ihre Zucht mehr einbringt als alles andere Geflügel, wenn die erforderlichen Vorbedingungen dafür vorhanden sind. Als solche konstanten Rassen sind u. a. zu nennen die Aylesbury, die Pekin- und die indische Laufente. Wirtschaftlich steht die Aylesburyente wohl am höchsten. Sie liefert den feinsten Braten und steht auch hinsichtlich ihrer Größe gegen die andern nicht zurück. Bereits im Januar beginnt sie zu legen. Die Eier wiegen 75 bis 80 Gramm und eine gute Ente bringt es auf 90 Stück und darüber. Der Aylesburyer ist auch zur Verbesserung der weißen Landente besonders gut geeignet. Die aus solcher Blutmischung erzeugte Nachzucht liefert sehr gute Fleisch- und Legeenten. Auch die Pekin- und indische Laufente können zur Einführung nur bestens empfohlen werden.